

Lohnenswerter Spaziergang zum Wildbad

Die Anlage des Grinner Wildbades wurde in diesem Jahr neu gestaltet.
Es entstanden verschiedene Objekte:

- Schellenloch
- Bohrkopfkubus
- Quellbecken

Die Bauten stehen in Zusammenhang mit dem Wildbad Mythos

„Die vier Älbigen (Elben) von Grins“

In diesen Mythos baute der Autor Christian Stefaner Ereignisse aus der Grinner Geschichte ein.



Schellenloch



Kubus



Ein warmer Quell
sprudelt hervor



damals



jetzt

Die vier Älbigen (Elben) von Grins

Einst lebte oberhalb von Grins zwischen dem Kaiserjoch und dem Passeier Spitz ein listiger Riese.

Ihm war es gelungen, die vier mächtigen Älbigen (Natur-Elben) zusammen in einen großen eisernen Kasten zu sperren. Trotz allen Tobens und Schlagens konnten sich der Feuer- und der Wasserälb genauso wenig befreien wie der Erd- und der Luftälb.

Mit diesem versperrten Schatz auf dem Rücken suchte der Riese das Dorf Grins auf und machte den Bewohnern folgendes Angebot:

*„Gebt mir Unterkunft und Mahlzeit ein Leben lang,
dann habt's vor Feuer, Wasser, Sturm und Erd keine Bang!
Lasst mir ja meinen Älberkasten zu und von jeder Plag ist fortan Ruh!“*

Die Grinner erkannten das wohlwollende Angebot und versprachen dem Riesen, um was er gebeten hatte.

Dann begann ein goldenes Zeitalter für das Dorf, denn alle Elemente der Natur schienen gezähmt. Unwetter, Lawinen und Hochwässer, Brände und Missernten verschonten es über viele Jahrzehnte hinweg.

Um den großen eisernen Älberkasten, den der Riese auf dem Dorfplatz gleich neben dem Gasthof aufgestellt hatte, machten Jung und Alt einen gehörigen und respektvollen Bogen. Doch da das Klopfen im Inneren im Laufe der Jahre immer leiser wurde und eines Tages überhaupt einschlief, schwand die Furcht der Vorbeischreitenden vor der vergangenen Mahnung des Riesen.

War es Leichtsinns oder Übermut – niemand konnte es später mehr sagen – als jemand eines Nachts die Tür des versperrten Älberkastens aufbrach. Augenblicklich entwichen die vier Älbigen im aufgestauten Zorn. Doch anstatt sich am Riesen zu rächen, gerieten sie jetzt aneinander. Wohl deshalb, weil sie sich in der Enge ihres aufgezwungenen Kerkers über all die Jahre gegenseitig drängen und stoßen mussten.

So stürzte sich der Feuerälb mit glühenden Augen auf den feuchten Wasserälb, dass seine Funken nur so rundum stoben. Daraufhin steckten diese die Lärchenschindeln auf den Hausdächern in Brand. Dann, als der Luftälb kräftig ausatmete, hob ein mächtiger Westwind an, der dem Dorf durch das Anfachen der Feuerbrunst arg zusetzte.

Aus den aufziehenden dunklen Wolken zog wiederum der Wasserälb überaus deftige Regengüsse zur Erde hernieder.

Sodann traten der Mühlbach, der Grünbach und auch der Luembach über die Ufer. Dies wurde dem Erdälb bedrohlich, und er setzte ringsum Muren und Hänge in Bewegung.

Die Älbigen wüteten derart in ihren Naturgewalten, dass der Riese wieder in Richtung Passeier floh und das Dorf alleine zurück ließ. Schwarze Schwärme von aufgeregt pfeifenden Alpendohlen flogen auf sein Geheiß hin ins Dorf hinab, um für ihn ferne Augen und Ohren zu sein. Eine schwere Zeit begann, und die Grinner fanden keine Ruhe und keinen Frieden mehr. Zu jeder Jahreszeit brach der Streit der Elemente von neuem los und lastete wie ein Fluch der Natur über allem und jedem.

In ihrer Verzweiflung traten die Ältesten des Dorfes am Platz zusammen, um miteinander zu beraten, wie man diesem Schicksal entkommen konnte. Der Großvater des Schellenschmiedes (Kuhglocken-Schmiedes) erinnerte sich an eine besondere Begebenheit, als ihm vor langer Zeit ein Hirte zornig eine Schelle (Glocke) für das Vieh zurückbrachte. Ihr Läuten soll damals sämtliche Geister angelockt haben, die das arme Tier solange hetzten, bis es vor Erschöpfung zusammenbrach.

Nun holte der Alte eben diese unverkäufliche Schelle und stieg damit über die Gaseier-Kuppe zu einem Tuffsteinbruch in die Bergwelt oberhalb des Dorfes hoch.

Von einer tiefen Erdspalte begann er dann heftig und ausdauernd zu läuten. Tatsächlich stürmten bald darauf der Feuer- und Wasserälb herbei. Gierig wollte ein jeder das Geläute für sich im Streit erbeuten. Der Alte warf es aber in weiser Vorausschau in die Spalte hinab.

Man hörte die Glocke endlos tief in die Scholle fallen und die beiden Älben sprangen hinter ihr drein.

Der Plan des Alten war so einfach wie gut. Die Tiefe der Erde verschluckte ihren Zorn und leitete die Energie der Streitenden zusammen in etwas Neues. Es muss so gewesen sein, denn die Spalte schloss sich, und unterhalb des Steinbruches, mitten in einem sommerlich schroffen und kargen Lawinenkegel, öffnete sich die Erde erneut. Ein warmer Quell begann hervorzusprudeln. Vom Wasser- und vom Feuerälb gemeinsam geboren, sollte er von nun an ihre Eigenschaften vereinen. Bald fand man auch heraus, dass jedermann, der davon trank oder darin badete, seine Gesundheit stärken und sein Alter verjüngen konnte.

An manchen leisen Tagen kann man sogar heute noch am „Schellenloch“ aus der Tiefe der Quelle das Läuten der Schelle hören.

Doch die anderen beiden Älbigen, der Luft- und der Erdälb, waren immer noch im Widerstreit. Auch ihren anhaltenden Zorn galt es noch zu besänftigen.

Eine alte Sennerin, welche in ihrem Leben schon viel gesehen hatte, schlug vor:

„Ich kenne einen heiligen Baum, den jeder Sturm verschont hat und den die Erde so hoch wachsen hat lassen, dass dieser den Himmel schauen kann.“

Tatsächlich zeigte sie ihnen an einem versteckten Platz im Wald eine besondere Eiche. Ihr Platz umgab und schützte sie in erhabenem Frieden. Nur so konnte die Eiche ihre Wurzeln ungestört tief in die Erde und Ihre Äste endlos hoch in den Himmel wachsen lassen.

Auf Geheiß der Sennerin sammelte man nun alle Eicheln rund um den Stamm und pflanzte sie auf einem Bühel im Süden des Dorfes. Bald schon trieben die Samen aus, und im Laufe vieler Jahre reifte ein prächtiger junger Eichenwald heran. Die Einheimischen nannten diesen Platz ehrfurchtsvoll den „Oachenbühel“ (Eichenhügel).

Der „Oachenbühel“ verband nun die Kraft der Scholle mit der Macht des Himmels. In dem Maße, wie die Eichen wuchsen, versöhnten sich der Luftålb und der Erdålb wieder. Zwei alte Brüder hatten wieder zueinander gefunden.

Alle Winde wurden lau und sanft und strichen jetzt behutsam über die Felder. Die ihrerseits zeigten sich fruchtbar und freigiebig. Unzählige „Huanzahüttln“ (Kleine Schupfen am Feld) in den Wiesen östlich des Dorfes sind bis heute stille Zeugen dafür. In Fülle konnte man nun wieder Getreide und Obst ernten, und auf den Almen gedieh das Gras derart prächtig, dass das Vieh der Bauern reichlich Milch für alle gab.

Wenn die Grinner in ihrem lebendigen Brauch des „Scheibaschloga“ glühende Holzscheiben mit guten Wünschen vom „Oachenbühel“ mit einem Stock ins Tal schlagen, verwenden sie dafür verständlicher Weise niemals Eichenscheiben, sondern stets die von Birken – wie wohl jedermann verstehen wird.

So kehrte das Glück auf wunderbare Weise nach Grins zurück, und über all die Zeit wachten die vier Ålbigen wohlwollend über das Dorf.

Der heilsame Urquell und das überaus angenehme und sanfte Klima auf dem Plateau unter der kargen Bergwelt des Passeier zogen bald viele Auswärtige und Reisende an. Darum bauten die gastfreundlichen Grinner einst als Willkommensgruß eine steinerne Brücke über den Mühlbach.

Auch große Berühmtheiten, wie die Landesgräfin Margarete Maultasch, schritten schon darüber und fanden ein Stück Heimat in Grins, sowie Labsaal für Leib und Seele.

Doch nicht nur dem Adel, sondern auch den Alten zollt man in Grins aufrichtigen Respekt. War es doch der Erfahrung von Schmied und Sennerin zu verdanken, dass alles zum Guten gewendet werden konnte.

Christian Stefaner

